Zeitschrift: Pestalozziblätter

Herausgeber: Kommission des Pestalozzistübchens der Schweizerischen Permanenten Schulausstellung

Band: 2 (1881)

Heft: 3

Artikel: Pestalozzi's Verbindung mit Fellenberg 1804/1805 [Fortsetzung]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-917706

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Pestalozzi-Blätter.

Herausgegeben von der Kommission für das Pestalozzi-Stübchen
der
Schweiz. permanenten Schulausstellung in Zürich.

II. Jahrgang. No. 3. Juni 1881.

Inhalt: Pestalozzi's Verbindung mit Fellenberg 1804/1805. — Die älteste biographische Mittheilung über Pestalozzi. — Pestalozzi's Selbstbeurtheilung aus dem Jahre 1817. — Verdankung. — Berichtigung.

Pestalozzi's Verbindung mit Fellenberg 1804/1805.

7. »Ich finde dass sich Herr Fellenberg während Dietrichs Krankheit sehr nachlässig betragen habe. Den ersten Tag sah er, obschon die Engbrüstigkeit und Heiserkeit Dietrichs schon in sehr hohem Grade vorhanden war, die Sache nur für einen Magenzufall an, glaubte das Abendessen vom 3.[1]), wo die Knaben neuen Wein tranken, habe ihm diese Krankheit veranlassen können, verordnete Senfpflaster und gegen Rufeners Rath ein Brechmittel; glücklicherweise haben wir das letztere nicht pur, sondern in cremor tartari vermischt, dem Kranken beigebracht. Er masste sich an, den wahren Zustand der Krankheit ohne einen verständigen Arzt beurtheilen zu wollen, und obschon wir ihn baten, gleich nach Bern zu schicken, that er es nicht: gab uns auch am Montag vor dem Ausbruch keine Antwort auf die wiederholten Berichte von der Verschlimmerung Dietrichs. Da die Dienstagnacht so leidend für den armen Knaben war, und ich schon um 4 Uhr zu ihm lief, um dringend von ihm zu verlangen, dass er den Arzt eilend kommen lasse, durfte er noch behaupten, er bereue es, dass man ihm das Brechmittel nicht pur gegeben habe und nahm keine Rücksicht auf seinen gespannten gefährlichen Zustand. Der Arzt konnte am Morgen wegen Hämorrhoidalschmerzen nicht kommen, schickte statt eines Vize-Arztes Arzneien; wir wünschten von Hrn. Fellenberg, dass er nach einem andern Arzt schicken möchte, er that es nicht; da die Krankheit immer überhandnahm, und er selbst, nach Einsicht, die Gefährlichkeit einsah, that er es doch nicht, was wir verlangten.

---

[1]) Der 3. Febr. 1805 war ein Sonntag.

»Nach Tische schrieb Tobler wieder dringend um einen Arzt, dennoch schickte er erst spät und nicht seine Kutsche, sondern nur einen Kerl, ich glaube gar zu Fuss. Wir waren in der höchsten Angst, endlich erschien der Arzt und wandte die nöthigen Mittel an; wir wurden ruhiger. Herr Fellenberg kam nicht zum Augenschein, ungeachtet der augenscheinlichen Lebensgefahr. Vom Arzt erfuhren wir auch, dass Herr Fellenberg am Dienstag nicht bei ihm gewesen, obschon er [Fellenberg] uns versicherte, ihm von Dietrich's Zustand Nachricht haben geben [zu] wollen, aber ihn nicht angetroffen zu haben. Das war eine sehr tadelnswerthe Nothlüge! Der Doktor verliess uns den Morgen bei Zeiten wieder — Herr Fellenberg kam diesen Tag, am Donnerstag, nicht einen Schritt zu uns, liess uns sogar auf unsre Billets gar nichts antworten als mündlichen Bericht und Weisungen, befahl uns, ihm immer schnellen Bericht zu geben, doch schickte er erst am Abend um 5 Uhr in die Stadt, so dass die Arzneien nicht vor 10 Uhr ankamen. [Ein] Glück, dass der Knabe Linderung verspürte. Den folgenden Tag, am Freitag [1]), kam Fellenberg erst nach Tische zu uns und meinte, wir seien zu ängstlich. Wollte immer der Natur Gewalt anthun. Nach Tisch wurde der Zustand schlimmer. Er liess wieder keinen Arzt kommen, obschon wir zwei verlangten, bis in der höchsten Noth um 8 Uhr, schickte er endlich nach Bern und Münchlingen, ohne selbst zu kommen, an keinen Ort seine Kutsche.

»In der Folge setzte er diese Gleichgültigkeit immer fort; obschon er, wie er selbst geäussert, die Gefahr dringend glaubte, wollte er doch den folgenden Sonnabend nicht wieder in aller Eil nach Bern schicken, obgleich sich der Zustand zusehends verschlimmerte; selbst die Medizinen kamen erst Abends um 7 Uhr an, da doch der Ueberbringer derselben um 10 Uhr des Morgens in einem Schlitten von hier abgieng; erst liess er durch diese Leute noch aller Arten Kommissionen ausrichten. Bei dem Verscheiden des Knaben am 10. war er gegenwärtig; er [Dietrich B.] athmete nur unmerkbar aus. Wir wurden alle dadurch im höchsten Grade angegriffen. Die Frau Tobler wusste sich fast nicht zu trösten. Alle Kinder wurden nachher in die Stube zum Leichnam zugelassen — es entstand ein allgemeines Geheul. Fellenberg hielt eine trockene, gefühltödtende Anrede an sie;

---

[1]) Von hier an trifft das Tagebuchdatum nicht mehr zu; Freitags war schon der 8. Februar.

wollte mich und alle mit den gemeinsten Trostgründen von der Vorsehung und dem ewigen Leben zur Ruhe bringen. Tobler und ich waren wirklich im höchsten Grade durch sein ganzes Betragen unwillig geworden. Er nahm unsern ausgedrückten Unwillen mit philosophischer Ruhe auf und klagte uns einer zu grossen Aengstlichkeit an. Seitdem hatte sich wirklich das gegenseitige Zutrauen etwas vermindert und dazu kam dann ein paar Tage darauf der Prospekt, dessen Anfang von den Anstalten in Hofwyl uns Allen missfiel. Es fiel uns auf, dass F. sich allein darstellt, und alle Lehrer nur als seine untergeordneten Subjekte betrachtet, dass er sich für den Leiter und umfassenden Besorger des Unterrichts erklärt, dass er den Preis für die Lernbegierigen und Neugierigen so hoch anschlägt, dass er von Armenstöcken spricht, dass er seine Armenschule und andre Hofwyler-Anstalten, die noch in der Ferne sind, als wirklich schon konstituiert und mit unsrer als eine und dieselbe Anstalt darstellt. Wir fanden den Ton, in dem er sprach, despotisch und im höchsten Grade unpestalozzisch. Schmid und Steiner wurden ganz bitter, ersterer besonders ganz wild. — Ohne dass ich ihm etwas von dieser Stimmung der Lehrer mitgetheilt habe, schreibt er uns den 14. Februar Folgendes: Mein Lieber, ich übersende Ihnen heute das Instituts-Reglement noch nicht, weil ich finde, Sie haben einmal einst noch genug mit dem Prospekt zu thun. Diesen Prospekt übergebe ich den Lehrern des Instituts als ein Dokument des gesellschaftlichen Vertrags, den wir also im Angesicht der Welt vor Gott und unter der Gewährleistung unsers Gewissens geschlossen haben *sollen*. Ich ersuche sie reiflich zu erwägen, wozu wir uns Alle insgesammt und jeder unter uns insbesondere durch unser Gutheissen des Prospektes verpflichtet haben. Sollte ich meiner diesfallsigen Verpflichtung darüber nicht nachkommen, so sollen sie mich dazu auffordern. Diesen Beweis von Treue und Eifer für unsern heiligen Beruf werde ich gegen Sie erwiedern; ich wiederhole es, mit einem gemeinen Institut möchte ich durchaus nichts zu thun haben, es gibt Menschen genug welche mit dergleichen spekuliren — wenn ich schon mein Leben auf etwas Besseres verwende — und ich würde mich für einen Verbrecher halten, wenn ich mit einem gemeinen Institute schleppen wollte.«

15. »Der jüngere C., Alexander, ist sehr übel, seine Krankheit hat Dietrichs Symptome. Fellenberg wurde diesen Morgen so böse, dass er das Zimmer verliess, als ich sagte, der Knabe sei gewiss

gefährlich. Er hat ihm und dem Dietrich ein vierfaches Brechmittel aus Versehen geben lassen.

»Der Schulrath von Bern hat dem Pfarrer Wyss die Weisung gegeben, dass wir das Recht haben, unsere Zöglinge zum Abendmahl vorzubereiten, und auch Knaben aus dem Dorfe in die Schule zu nehmen, aber hingegen diese nicht in der Religion zu unterrichten.

»Heute ass ich bei Fellenberg und bemerkte mehr als nie, wie kleinlich F. mit seinen Kindern umgeht; beständig kommandirt er sie, und zwar wegen unbedeutender Sachen, nur damit sie folgen müssen, er heisst sie etwas thun damit sie ihm folgen vor den Leuten, wie zuweilen Teller wegnehmen, recht sitzen, gehen, Handtücher zusammenlegen, Stühle wegheben u. s. w. Seine Kinder sind von ihm entfernt, man sieht nie von ihrer und seiner Seite eine warme Umarmung. Auch die Jungfer W. scheint vor ihm ganz in seinem Geiste zu handeln und erklärt ihnen dann ihre Fehler mit langem und vielem Räsonnement.

»Buss war am 14. da und gieng auf Burgdorf. Pestalozzi schreibt mir, er sei Deserteur.

»Pfarrer Wyss findet ausgezeichnet an unserm Institut, dass die hier angestellten Lehrer Lust und Liebe zu ihrer Arbeit haben, das habe er noch nirgends bemerkt; er fragt nach dem Grunde; wir fanden ihn in der Methode.

»Ich erklärte dem Fellenberg: je mehr Lehrer, desto schlimmer, und desto mehr kommen wir von der Methode ab; er selbst, fügte ich hinzu, würde niemals mehr in den Geist der Methode eindringen können 1. wegen seiner Festigkeit. 2. wegen seiner Gewohnheit, die sich vorzüglich auf das Irdische beziehe. 3. wegen seiner Energie und Härte. 4. wegen seiner Erziehung. 5. wegen seiner Anhänglichkeit an die Vornehmen.

»Wir haben den Dietrich auf eine feierliche Art begraben lassen, alle Kinder begleiteten seinen Sarg, beim Grab stellten sich Alle um dasselbe herum und ich hielt eine kurze Anrede, nachher giengen wir in die Kirche, um das Gebet zu halten. Hr. Fellenberg liess läuten gegen die Verordnung des Pfarrers, welches doch Eyer versichert dem Hrn. Fellenberg ausgerichtet zu haben, nämlich dass man ausser der Zeit nicht läuten solle. Fellenberg behauptete den folgenden Tag, Eyer habe ihm von des Pfarrers ausdrücklichem Verbot zu läuten nichts gesagt; frägt sich welches wahr sei.

»Fellenberg schickte den ganzen Rapport seiner [Dietrichs] Krankheit an die Eltern ab, wusste aber die ersten Vernachlässigungen und Missgriffe wohl zu verstellen.

11. »Die heutige Sonntagsversammlung war nicht sehr erbaulich. Wir waren alle missstimmt.

16. »Fellenberg schreibt uns folgendermassen:

»»H. v. Muralt.

»»Bereits seit einiger Zeit beweisen mir Ihr Ton und Ihr Benehmen, dass mir ein wesentlicher Theil der Mittel fehlt, auf die ich zählte, um der Aufgabe, welche ich in Absicht auf das Institut in Buchsee übernommen habe, genug zu thun. Ich kann daher nicht umhin, Ihnen, dem Herrn Tobler und dem Herrn Pestalozzi sofort zu erklären, dass ich es als eine meiner heiligsten Pflichten betrachten muss, mich sobald als möglich davon zurückzuziehen, um aufs neue dem Werke zu leben, welchem ich meine bisherige Anstrengung gewidmet habe; ich muss freilich zugleich bedauern, dass ich mich so lange täuschen konnte, aber ich werde Mittel finden mich zu rechtfertigen und Alles wieder gut zu machen und meine Gesundheit wird ebenso natürlich als wahr erklären, wesswegen ich so schnell meinen laut dem Prospekt im Institut übernommenen Verbindlichkeiten entsagen muss. Bis auf den Anfang des nächsten Heumonats werde ich jemanden anders an meine Stelle setzen.

»»Hofwyl den 16. Febr. 1805. Ihr

F.««

»In einem andern Schreiben, den 17ten —, als wir die Nachricht von dem Tode Alexanders [des zweiten erkrankten Zöglings, der nach Bern zu seinen Angehörigen gebracht worden] bekommen hatten, schickten wir vor Bestürzung keine Kinder auf den Wylhof zum Mittagessen wie gewohnt [sonst gewöhnlich] alle Sonntage:

»»Wenn Sie keinen guten Beweggrund gehabt haben, mir heute keine Knaben zum Mittagessen zu schicken, so hätten Sie wohlgethan, der convenierten Ordnung zu folgen; und den guten Grund vorausgesetzt, wäre es schicklich gewesen, mich etwas davon wissen zu lassen. Wenn ein gewisser Geist bei Ihnen zu einem gewissen Punkte steigen sollte, so würde mir meine *Pflicht* gebieten, die Eltern der uns anvertrauten Zöglinge davon zu benachrichtigen. Wie ich dahin gebracht worden bin ein so bedauerliches Extrem ins Auge zu fassen, werde ich Ihnen mündlich erklären, *wenn* Sie wollen, und seinerzeit, *wenn es sein muss,*

vermittelst einer öffentlichen Rechenschaft meiner Verwaltung bekannt machen.

»»Möge der Sturm der Leidenschaften, welche uns dahin gebracht haben, sich setzen, möge der Geist der Liebe, ohne den jedes Vermögen bei uns zu Schanden geht, den Augen der Verblendeten die Wahrheit allseitig entdecken, und unsre Herzen, auch bei der Trennung, im Schoosse der Gottheit vereinigen. Mit diesen Wünschen grüsse ich Sie von ganzem Herzen voll *Liebe*, wenn schon tief gekränkt und betrübt

Ihr F.««

»Meine Antwort auf Alles war ungefähr dies:

»»Verehrtester Herr Fellenberg!

»»Die Nachricht von C.'s Tod hat uns Alle wieder mit solcher Gewalt ergriffen, dass ich mich, auf das Anrathen der Andern hin entschloss schnell nach Bern zu reiten, um den C., Vater, zu sehen und ihm unsere Theilnahme und Liebe zu erkennen zu geben und ihn zu fragen, wenn er seine Kinder zu sehen verlange. Ich traf die Eltern in der höchsten Trostlosigkeit an, die Frau war äusserst schwach, so dass ihr alle Augenblicke übel wurde. Er sagte mir, was für grosse Hoffnungen sie auf dies jüngste Kind gesetzt haben . . . Am Ende fügte er bei, wie sehr er Sie und uns schätze und liebe, und wie gern er sich zum niedrigsten Dienst, zum Holzhacken, würde brauchen lassen, wenn er nur bei seinen Kindern und bei uns leben könnte. Bei dem Anlass erzählte er mir seine ganze Geschichte. Beim Weggehen bat er mich, die Kinder selbst zu begleiten, . . . aus diesem Grunde gieng ich heute mit ihnen. — Die gestrigen Billete sind Toblern und mir gerade während der Abendunterhaltung zugekommen; daher konnten wir Ihnen nicht antworten. — Wie hätten wir uns einfallen lassen dürfen, Ihnen heute Knaben zu schicken, da wir wussten, dass Sie *sehr krank* waren, und besonders auf die Todesnachricht hin? wie wäre es möglich gewesen, dass die Kinder bei Ihnen Freude gehabt hätten? die Lehrer hätten es Ihnen vermuthlich sagen lassen, wenn sie es nicht für ganz unnöthig gehalten hätten in der Ueberzeugung, dass Sie keine Kinder erwarten.

»»Herzlich freute es mich, heute Abend in Ihrem letzten Billet auch wieder eine Spur von Liebe wahrgenommen zu haben, und nur diese Spur konnte mich endlich bereden, Ihnen nun frei meine Gesinnungen darzulegen, in der zuversichtlichen Erwartung, dass

nach dem Ende Ihres zweitletzten und nach dem ganzen letzten[1]) Billet Sie fähig sein werden, diese gänzliche Darlegung meines Innern zu würdigen. Es that mir in der Seele weh, Ihre mehrseitigen Erklärungen gestern und heute zu lesen, und hätte ich nicht gewusst, wie sehr Ihr unglücklicher körperlicher Zustand Sie zu dieser mir *unbekannten* Empfindlichkeit reizt, so hätte ich nichts als staunen können. Es schmerzt mich, dass Ihr Geist uns so sehr misskennen kann: Zwar steht es weder an mir, noch an einem andern von uns, uns in Ihren Augen rein zu waschen — Gott sei Dank, ich habe auch ein waches Gewissen! — aber nothwendig ist es, dass einmal die *gewisse Stimmung*, von der Sie uns so bitter sprechen, näher bestimmt werde.

»»Sie werden sich erinnern, dass bis zu Dietrichs Krankheit nicht die geringste Missstimmung zwischen uns herrschte: einzelne gegenseitige Anfälle von Hitze und Unwillen abgerechnet, die dem Ganzen wohlthätig waren. Aber während dieser unglücklichen Krankheit bemerkten wir mit Bedauern, mit welcher Kälte und Theilnahmlosigkeit Sie in allen Fällen unsern reinen Eifer ansahen, und mit welcher Langsamkeit Sie unsern Wünschen entsprachen: es musste uns im höchsten Grade ärgern, dass Sie sich in dieser Krankheit so auffallend täuschten, und doch nicht leiden konnten, dass man Ihnen Ihre Beurtheilung als unrichtig darstellte. Wir waren überzeugt, dass wenn wir so gehandelt hätten in diesem wichtigen Fall wie Sie durchgehends, so hätten Sie uns, aus der vorhergehenden Behandlungsart, wo Sie jede vernachlässigte Kleinigkeit mit Heftigkeit rügten, bestimmt gebrandmarkt. Ihr Benehmen während dieser Krankheit stand mit unsrer väterlichen Liebe gegen Dietrich in unglaublichem Widerspruch. Wir haben Ihnen gleich darauf unsere Meinung deswegen zu erkennen gegeben und Sie haben dieselbe mit philosophischer Ruhe, aber gar nicht mit Liebe angenommen. Mit dem Detail verschone ich Sie. Zu gleicher Zeit wurde der jüngere C. krank, ich erklärte seine Krankheit auf der Stelle für dieselbe mit Dietrichs, und es war kein Imaginationsspiel, als ich Ihnen in jener Nacht rief: Setzen Sie um Gotteswillen Blutegel an! Ich kannte die Symptome von Dietrichs Krankheit noch zu lebhaft. Sie liessen auch in diesem Falle wieder die kalte Vernunft walten, wurden sogar heftig über Tobler und mich erbittert, da wir ganz unschuldig die Krankheit für gefährlich erklärten, ohne — wie Sie uns aufbürdeten — etwas

[1]) Von welch letzterem sich keine Notiz im Tagebuch findet.

davon der Frau C. haben merken zu lassen. Nachdem ich diese Früchte von Ihrer kalten Vernunft erfahren, konnte ich wirklich nicht mehr mit Liebe an Sie denken, ich ärgerte mich. Ich habe kein Hehl daraus gemacht, ich hätte es nicht können. Sie sahen es. Nun kam an demselben Tage der Prospekt, in dem ich Vieles fand, wovon ich im Manuscript nichts gelesen und das mir grösstentheils missfiel; *erstens* diese gänzliche Verschmelzung Ihrer Anstalten mit dem Institut; das war, soviel ich weiss, eine Privatverkommniss zwischen uns; Herrn Toblern haben Sie, nach meinen Wünschen, nicht einmal davon gesprochen; und diese Vereinigung billigte ich nur, insofern Sie Ihre Arbeiten und Mühseligkeiten erleichtern konnte. *Zweitens*, das voreilige Ankündigen von Vortheilen als wirklich existierend, die noch nicht da sind, das Nennen von Lehrern in Hofwyl. *Drittens*, das in Contribution Setzen und Nennen von Allem und Allem, was der Sache nur einigen Werth geben kann, welches ein eigentliches Ausstellen ist. *Viertens*, der ausserordentlich hohe Ton in den Worten, als wenn Worte uns empfehlen sollten. *Fünftens*, die so sichtbare Geldtendenz im Anhang. *Sechstens*, die gänzliche Beiseitsetzung der Lehrer, als ob sie gar nichts wären als treuliche Diener und Befolger Ihres Willens. Im Allgemeinen schien mir der Anhang Pestalozzis Grundsätzen ganz entgegengesetzt zu sein; wolle Gott dass die Welt ihn anders beurtheile; Zöglinge wird er uns gewiss verschaffen.

»»Zu alledem kam noch die Rückerinnerung an Ihr ganzes Benehmen bis jetzt. Es fiel uns auf, wie sehr Sie Ihr Ansehen, Ihren Wirkungskreis immer mehr im Institut und zwar durch allmälige schleichende Mittel zu vermehren trachten; wie aufmerksam Sie von Anfang an immer gewesen seien auf alle unsre Schwachheiten, Fehler und Vernachlässigungen; wie viel Sie immer nur zu tadeln gefunden und niemals nichts zu loben, da wir uns doch bewusst waren, mit Treu und Pflicht an unserm Werk gearbeitet zu haben und zwar mit grossem Erfolg. Dies machte mich befürchten (vielleicht, und ich hoffe es, ist diese Furcht ganz unbegründet), dass Sie früher oder später uns Schwache ganz unter Ihren Scepter bringen könnten.

»»Ferner die Rückerinnerung: woher kommt es auch, dass F. so wenig Freunde hat, woher kommt es, dass fast Niemand lange bei ihm sein will, woher kommt es, dass Jedermann beengt ist in seiner Nähe? woher kommt es, dass seine Kinder ihn so wenig zu lieben scheinen und ihn nie inbrünstig umarmen?

»»So kam ich in die Stimmung, in der ich noch bin, und in der ich Ihnen die letzten Billets schrieb; denn ich kann nicht anders schreiben als ich denke. Durch jedes Wort, das Sie mir sagten in Rückantwort, fand ich mich von neuem gekränkt. Bei der ersten Erklärung schauderte ich, Sie so kleinmüthig zu sehen; ich konnte mich fast nicht bereden, dass Sie diese Erklärung geschrieben hätten, indem ich von Ihnen eher einen heftigen Ausfall erwartete, als eine solche Dahingebung. Noch mehr wurde ich an Ihnen irre durch das Billet vom Abend, wo Sie von den Eltern und der Welt sprachen, an die Sie sich wenden wollen, um über uns zu klagen. Was könnten Sie denn den Eltern schreiben? Glauben Sie, die Missstimmung gegen Sie begleite uns in die Klasse und auf die Spielplätze der Kinder? Nein, wahrlich nicht. Gerade wegen dieser Missstimmung strengen wir alle unsere Kräfte an, um Sie zu befriedigen; nein, Verbrecher sind wir nicht, dass wir um deswillen unsre Kinder in die Schanze schlagen. Ist es Vernachlässigung oder Sorgfalt für die Kinder, ist es Interesse an der Sache oder Ehrgeiz und Eigennutz, der uns zu dieser Missstimmung veranlasste? Richten Sie selbst. Wir haben an unserm Werke treu gearbeitet und werden es weiter thun; ist es da nicht, so ist es anderswo. Die Sache können Sie nicht zu Schanden machen, wol aber das hiesige Institut und Ihre Ehre. Von Stellung eines Andern kann niemals die Rede sein.

»»Doch wo komme ich hin — ich hange dennoch an Ihnen, theurer Fellenberg! Sie bieten uns ja selbst Ihr Herz voll Liebe an. Ja, Liebe und Zutrauen ist das einzige Band, das uns schliessen kann, und suchen Sie in der That ein anderes Band, so sind wir gegenseitig verloren. Möchte Ihr Verstand es zulassen, dass mehr Liebe in der That und nicht blos in Worten in Ihnen lebte! O, Pestalozzi hätte in ähnlichen Fällen nicht solche feindselige Erklärungen machen können, nein, er wäre Jedem um den Hals gefallen, und wir hätten uns geschämt und geweint. Wollte Gott, Theuerster, Sie könnten uns auch mit solcher Liebe an sich schliessen und mit vollem Vertrauen umarmen. Ach, Sie würden andere Menschen an uns finden, wenn Sie einen bessern Geist unter uns zu erhalten wüssten. Oft habe ich die Hoffnung, Sie werden immer mehr aus dem unerschöpflichen Geist der Liebe und des Zutrauens schöpfen, um froher und göttlicher die Welt beherrschen zu können! Noch habe ich nicht alle Hoffnung verloren! Wie elend werden Sie sich durch die Welt schleppen, wenn Ihnen jeder Mensch, der Sie umgiebt, eine Last [ist]. Suchen Sie, ich

[bitte Sie] zum letzten Mal, in jedem Menschen das Gute, das ihm eigen ist und lassen Sie es dort wohnen[1]) mit Hingebung, dann wird die Welt wieder ein Freudenreich und Sie werden nicht an allen Menschen verzweifeln! Wüssten Sie, wie wehe es mir thut, diesen Brief an Sie abzuschicken, Sie würden mit ihm[2]) weinen. Aber es musste sein. Ich bitte Gott, dass Sie nicht irre werden an mir, für den Sie einst Alles in Allem waren. Erst sagen Sie mir schriftlich, was Sie mit uns vorhaben, dann komme ich wieder zu Ihnen, um mit Ihnen zu sprechen. Lassen Sie einmal Ihr Herz reden und vergessen Sie Ihren Verstand, lassen Sie die abgemessenen und schönen Worte und sagen Sie, was in Ihrem Innersten ist. Wäre es Gottes Wille, dass endlich Ihre Melancholie in einen wahren himmlischen Enthusiasmus verwandelt [würde], damit Sie sich der Welt und der Menschen wieder freuen könnten. Ich wünsche von ganzem Herzen, dass Sie wieder fröhlich sein könnten mit den Fröhlichen und trauern mit Trauernden.

Ihr ergebner —««

Die älteste biographische Mittheilung über Pestalozzi

bildet ein Brief des Pfarrers Rud. Schinz von Zürich vom 12. April 1783 an einen Freund. Dieser Brief ist in der Präsidialrede des Herrn Dekan Volck der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach mitgetheilt worden und findet sich in den Verhandlungen dieses Jahres, S. 23—31. Er lautet:

»Sie haben das Schweizerblatt von Pestalozzi sich angeschafft, es mit einigem Vergnügen gelesen, und wünschen etwas Näheres vom Lebenslaufe dieses Mannes zu hören. Niemand kann Ihnen hierin wohl besser dienen als ich, da kaum Jemand mit ihm von Kindsbeinen an in so häufigem Verkehr stand wie ich. Mit diesem Heinrich Pestalozzi, von gutem Hause, ging ich schon in die allerunterste Schule. Der Schulmeister behauptete, es könne und werde aus dem Knaben nie etwas Rechtes werden, und alle Mitschüler verlachten und verspotteten ihn wegen seiner unangenehmen Gesichtsbildung, seiner ausserordentlichen Nachlässigkeit und Unreinlichkeit. In den höhern Schulen bekam Pestalozzi den Ruf eines sonderbaren Menschen, der, bei aller beibehaltenen, unausstehlichen äusserlichen Unreinlichkeit und Unachtsamkeit dennoch, wenn es sein musste, und er einmal von seiner

[1]) Wahrscheinliche Lesart; der Schluss der Briefcopie ist sehr flüchtig.
[2]) Soll wol heissen: mir.